

Jose Dalisay: "Killing Time in a Warm Place".

## Tropische Lebenswege

Von Marko Martin

Deutschlandfunk Kultur, Buchkritik, 03.09.2024

**Eine Gruppe junger Leute in den Zeiten der philippinischen Marcos-Diktatur: Wer wird widerstehen, wer sich anpassen – oder sterben?**

Obwohl die Philippinen mit ihren über siebentausend Inseln der vierzehntgrößte Staat der Welt sind, schienen sie jahrelang eher ein weißer Fleck auf der literarischen Landkarte zu sein. Romane über das Ineinander von tropischer Landschaft und schreiender Armut, über Korruption und Gewalt kamen vor allem aus dem angelsächsischen Sprachraum – man denke an James Hamilton-Patersons „Die Geister von Manila“ oder Alex Garlands „Manila“.

Der Berliner Transit Verlag war deshalb letztes Jahr durchaus ein Risiko eingegangen, als er einen Roman des 1954 geborenen und hierzulande bislang noch völlig unbekanntem Jose Dalisay veröffentlichte. „Last Call Manila“ aber zeigte sogleich die literarische Meisterschaft eines Autors, der nicht zufällig als der profilierteste der Philippinen gilt. Auch „Killing Time in a Warm Place“, soeben erschienen und wiederum in der fluiden deutschen Übersetzung von Niko Fröba, ist von solch erzählerischer Kraft und muss den Vergleich mit den besten Romanen etwa eines Graham Greene gewiss nicht scheuen.

### In den Fängen der Diktatur

Die Geschichte einer Gruppe junger Leute, welche die Zeit des Kriegsrechts (1972-1980) erleben und sich davor und danach entweder mit dem Regime des Ferdinand Marcos arrangieren oder es bekämpfen, weitet sich zum Panorama einer tief versehrten Gesellschaft, in der katholischer Glaube und rüder Materialismus, westliches Oberflächen-Design, käufliche Sexualität und atavistische Gewaltstrukturen schier unauflöslich miteinander verknüpft sind. Dabei genügen Jose Dalisay weniger als zweihundert Druckseiten, um die Schlängelwege seiner Protagonisten nachzuzeichnen – in suggestiven und präzisen Sätzen und Szenen, die epischer Breitpinselei nicht bedürfen. Ohne dass es je übertrieben allegorisch würde, scheint nämlich der Werdegang des Ich-Erzählers Noel durchaus repräsentativ zu sein für ein bestimmtes Aufsteiger-Milieu: Ein Aufwachsen an der Peripherie, bei dem stets die Gefahr

Jose Dalisay

### Killing Time in a Warm Place

Aus dem Englischen von Niko Fröba

Transit, Berlin 2024

200 Seiten

sozialen Abstiegs droht, weshalb korrumpierende Patronage-Netzwerke von umso größerer Bedeutung sind.

### **Studentische Hybris und die Rache des Systems**

Das „philippinische ‘68“ entpuppte sich dann lediglich als maoistische Universitäts-Blase, gefüllt mit großtönenden Parolen (deren Verwirklichung das Land in noch schlimmere Unterdrückung geführt hätte), vermischt mit dem realen Blut vom Regime gefolterter Studenten und den nicht minder realen familiären Versprechungen, „euch da herauszuholen“. Kein Zufall, dass Noels Kommilitone Estoy als Mao-Fan beginnt und als Banker endet, dass auch die anfangs renitente Nina bald in den Schoss des Establishments zurückkehrt – und der Protagonist ihr durchaus neidvoll hinterher blickt: „Hätte ich Nina geheiratet, wären die Straßen mit meiner Prosa bedeckt gewesen.“

Ein kurzer, aber im schrecklichsten Wortsinn schmerzhafter Aufenthalt in einem Gefängnislager macht jedoch auch Noel klar, dass er entweder – wie viele andere – in die Vereinigten Staaten emigrieren oder sich den hiesigen Gegebenheiten anpassen müsse. Der junge, literarisch interessierte Mann wechselt also von der Revolutions-Travestie in die Schriftsteller-Travestie einer ministeriums-gepamperten PR-Schreiberei. Die Beschreibung dieser zynischen und ethisch haltlosen Binnenwelt aus regime-verbandelten Unternehmern, Möchtegern-Intellektuellen und Militärs zählt dabei zu den Höhepunkten dieser ebenso rasant wie psychologisch plausibel erzählten Geschichte: Derlei war zuletzt in den großen Diktatoren-Romanen lateinamerikanischer Provenienz zu lesen gewesen. Sich auf diese Weise verkauft zu haben, findet für Noels Gewissen freilich auch dann keine Begründung, als es ihm gelingt, seinen ehemaligen Studienfreund Benny aus langjähriger Lagerhaft herauszubekommen - und nur ein paar Wochen später dessen im Slumwasser treibende Leiche identifizieren zu müssen: Benny, entweder von seinen argwöhnischen kommunistischen Genossen ermordet oder von den Todesschwadronen der Marcos-Diktatur.

### **Wie im Roman, so im „wahren Leben“**

Obwohl der Roman mit einem „Vergib mir, Vater, ich habe gesündigt“ endet, gibt es kein Happy-End. Übrigens auch im sogenannten „wirklichen Leben“ nicht: Jose Dalisay, der bereits 1986 nach dem Ende des Marcos-Regimes an diesen Roman zu beschreiben begann, bekennt in seinem aktuellen Nachwort vom Frühjahr 2024, dass Noels Geschichte partiell auch die eigene ist – und sich die sozialen Verhältnisse auf den Philippinen kaum gebessert haben, regiert hier doch inzwischen des Diktators Sohn, Ferdinand Marcos Jr. Was jedoch diese fortdauernde Malaise mit den „Exzessen des Spätkapitalismus“ zu schaffen haben soll, bleibt des Autors Geheimnis – in seinem Roman, der den Militär-Feudalismus einer größtenteils protektionistischen Schein-Demokratie beschreibt, weiß er es besser.

